

Damaris Nübling

UND OB DAS GENUS MIT DEM SEXUS

GENUS VERWEIST NICHT NUR AUF GESCHLECHT, SONDERN AUCH AUF DIE GESCHLECHTERORDNUNG

Die Autorin ist Professorin für Historische Sprachwissenschaft des Deutschen an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und Konrad-Duden-Preisträgerin 2014.

Die F.A.Z. hat in den letzten Monaten mehrere Beiträge von Sprachwissenschaftlern publiziert, die einen Genus-Sexus-Bezug in Abrede stellen und damit das sogenannte generische Maskulinum als geschlechtsübergreifend legitimieren möchten. Dabei wird ignoriert, dass seit den 1990er Jahren über ein Dutzend (psycho-)linguistische Perzeptionsstudien¹ durchgeführt wurden, die – mit ganz unterschiedlichen Designs und Methoden – alle zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen: Das sogenannte generische (besser: geschlechtsübergreifende) Maskulinum ist eine Fiktion, es ruft mehrheitlich männliche Vorstellungen auf. Dies erkennt man im Alltag daran, dass vermeintlich ‚generische‘ Sätze allzu oft und unauffällig in rein männliche umkippen. Oder anders gesagt: Der Unterschied zwischen sogenanntem generischem und geschlechtsspezifischem Maskulinum wird nicht beherrscht.

Das generische Maskulinum als Fiktion

In jeder Zeitung finden sich Belege wie z.B. in der SZ (vom 16.05.1997), in der wie folgt für ein Vorbereitungstraining für akademischen Nachwuchs geworben wird: „Für immer an die Uni – wenn nicht als ewiger Student, dann wenigstens als Herr Professor!“. In einem Artikel in „Forschung & Lehre“ wurde über „generische“ Projektprofessoren geschrieben, deren Eignung so dargestellt wird:

Die Daueraktivität des projektorientierten Professors erfordert [...] weitestgehende Verfügbarkeit. Wer sich als Familienvater [...] zu sehr gebunden hat, gilt schnell als inflexibel und damit unbrauchbar. (Apel 2014, S. 873)

Das sind nur zwei der zahllosen so genannten generischen Maskulina, die sich immer wieder als geschlechtsspezifische Maskulina entpuppen, übrigens auch dann, wenn man vorsichtshalber dazuschreibt, dass man mit Maskulina selbstverständlich auch Frauen mitmeine. Das generische Maskulinum funktioniert im Alltag kaum, und dies in allen Bildungsschichten. Wie man es vermeiden kann, ohne Texte schwerfälliger werden zu lassen, dies zeigt der unlängst erschienene Duden-Band „Richtig gendern“ (Diewald / Steinhauer 2017).

Es gibt eine Reihe von Faktoren, die die enge Koppelung zwischen maskulinem Genus und männlicher Assoziation beeinflussen. Am unbestrittensten ist, dass maskuline Singulare wie *Terrorist*, *Kriegsverbrecher*, *Salafist*, *IS-Anhänger* und *Straftäter* – entgegen der Behauptung in einem dieser F.A.Z.-Artikel – die größte Wahrscheinlichkeit haben, rein männlich aktualisiert zu werden, und dies gleich aus mehreren Gründen.

TERRORISTEN, LEHRER UND FLORISTEN HABEN UNTERSCHIEDLICHES SOZIALES GESCHLECHT

Erstens werden Aktivitäten wie Straftaten mehrheitlich von Männern verübt – zumindest legen das Berichte in den Medien nahe. Solche Lexeme sind männlich genderisiert. Personenbezeichnungen wie *Terrorist*, *Spion*, *Physiker*, *Lehrer*, *Sozialarbeiter*, *Erzieher*, *Kosmetiker* haben also ein soziales Geschlecht, das unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann. Es leitet sich aus dem realen Geschlechteranteil ab und aus Stereotypen, die man der jeweiligen Personengruppe zuschreibt.²

SPIONE LÖSEN MEHR MÄNNLICHE ASSOZIATIONEN AUS ALS ZUSCHAUER UND DIESE WIEDERUM MEHR ALS KOSMETIKER

So dürfte bei obiger Abfolge vom Terroristen bis zum Kosmetiker der Grad an männlicher Genderisierung abnehmen. Zweitens handelt es sich um grammatisch maskuline Wörter. Allein diese vermeintlich rein grammatisch-nominalklassifikatorische Tatsache begünstigt bereits eine männliche Lesart. Dieser Nachweis ist empirisch vielfach untermauert worden. Solche so genannten Genus-Sexus-Korrelationen (besser: Genus-Geschlecht-Koppelungen) greifen bei Personenbezeichnungen so konsequent, dass sie das verlässlichste semantische Genuszuweisungsprinzip des Deutschen darstellen (so genanntes „Prinzip des natürlichen Geschlechts“ nach Köpcke / Zubin 1996, S. 479).

„Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof.“

„Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke.“

„Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof.“

„Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Männer keine Jacke.“

Ist der zweite Satz eine mögliche Fortsetzung des ersten? Variiert die unmittelbare Akzeptierbarkeit je nach Sprache? In einer Studie von Gygax et al. (2008) wurden Sätze dieser Art englischen, französischen und deutschen Testpersonen in ihrer jeweiligen Sprache vorgelegt.

Eine Forschergruppe um Pascal Gygax hat den männlichen Genderisierungsgrad maskuliner Personenbezeichnungen kontrolliert, um auf diese Weise den Einfluss des Maskulinums besser bemessen zu können. So lagen bei Bezeichnungen für stereotyp männliche (*Spione*), neutrale (*Zuschauer*) und weibliche Tätigkeiten (*Sozialarbeiter*), und zwar im entschärften Plural, die Vorstellungen von Männern deutlich über denen von Frauen. Dies betrifft also nicht nur *Spione*, sondern auch geschlechtlich ausgewogene *Zuschauer* sowie mehrheitlich weibliche *Sozialarbeiter* oder gar *Kosmetiker*. In dem Experiment waren Fortsetzungen von (auf dem Bildschirm eingeblendeten) Sätzen, die solche maskulinen Personenbezeichnungen (vom Typ *die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof*) enthielten, zu bewerten. In Folgesätzen wurde entweder auf weibliche oder auf männliche Exemplare dieser Gruppen Bezug genommen. Die Versuchspersonen, die von dem Forschungsinteresse selbstverständlich nichts wussten, sollten auf die Frage „mögliche Fortsetzung?“ unmittelbar auf eine Ja- oder auf eine Nein-Taste drücken; außerdem wurde die Zeit bis zum Tastendruck gemessen. Wären solche Bezeichnungen ‚generisch‘, würden sie also wirklich beide Geschlechter umfassen, sollte man weibliche und männliche Exemplare erwarten dürfen. Beide Messungen (Ja-/Nein-Antworten und Zeitdauer) ergaben, dass die Fortsetzungen mit männlichen Akteuren deutlich spontaner und häufiger akzeptiert wurden als die mit weiblichen, auch dann, wenn es sich in den Testsätzen um (faktisch eher gemischte) *Zuschauer* oder um (selten männliche) *Sozialarbeiter* handelte.³ Das maskuline Genus war sogar wichtiger als das soziale Geschlecht. Der gleiche Versuch wurde mit englischen Personen durchgeführt. Englisch hat bekanntlich kein nominales Genus, hier stellt sich die Situation komplett anders dar als im Deutschen. Die gleichen Sätze ergaben, dass im Englischen allein das soziale Geschlecht das Antwortverhalten steuert, dass also bei *spies* mehr Männer, bei *spectators* beide Geschlechter und bei *social workers* mehr Frauen als Männer assoziiert wurden.

Weitere relevante Faktoren für die Geschlechtsassoziation sind vor allem der Numerus (der Singular ist männlicher assoziiert als der Plural, siehe Kusterle 2011), die Tatsache, ob dem Maskulinum ein moviertes Femininum zukommt oder nicht (bei *Lehrer* ja, bei *Gast* nicht), wie gegebenenfalls die Frequenzrelation zwischen Maskulinum und Femininum ist (*Terrorist* kommt im Vergleich zu *Terroristin* deutlich häufiger vor als *Lehrer* gegenüber *Lehrerin*, siehe de Backer / de Cuypere 2012), ob die Personenbezeichnung einen Beruf enthält (dies begünstigt per se die männliche Lesart, z. B. *Schauspieler*) oder nicht (*Einwohner*), außerdem, in welcher syntaktischen Position die Personenbezeichnung steht (bzw. welchen Referenzialisierungsgrad sie innehat), also ob z. B. in der prominenten Subjektposition oder ob innerhalb einer adverbialen Bestimmung (siehe Kotthoff / Nübling demn.). Nicht zuletzt hat auch der allgemeine Kontext eine erhebliche Auswirkung: Gleiche (maskuline) Personenbezeichnungen werden in einem Eishockey-Kontext männlicher vergeschlechtlicht als in einem Gymnastik-Kontext (Kusterle 2011, Rothmund / Scheele 2004, Braun et al. 1998).

AUCH WEITERE FAKTOREN WIE NUMERUS, MOVIERUNGEN, REFERENZIALITÄT, KONTEXT BEEINFLUSSEN DEN GRAD MÄNNLICHER GENDERISIERUNG

Einige Experimente (z. B. Stahlberg / Sczesny 2001, Braun et al. 2007, Kusterle 2011) haben auch den Effekt alternativer Sprachformen getestet und sind insgesamt zu dem Ergebnis gelangt, dass jegliche Sichtbarmachung von Frauen (durch Beidnennungen unterschiedlicher Art) zu ausgewogeneren Assoziationen führen, während dies Neutralisierungen (wie *das Kollegium, die Gruppe, die Studierenden*) ungleich weniger leisten.

Zur Rigidität der Koppelung von Genus und Geschlecht (so genanntes Genus-Sexus-Prinzip)

Die wohl stärkste Evidenz für den engen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht liefern Substantivierungen: Von (per se genuslosen) Verben (*anstellen*) oder Adjektiven (*krank*) abgeleitete Personenbezeichnungen werden regelmäßig mit Bezug auf eine Frau feminin (*die Angestellte, die Kranke*) und mit Bezug auf einen Mann maskulin (*der Angestellte, der Kranke*). Einzig und allein Genus leistet hier die Geschlechtsinformation, und man kommt im Singular auch nicht umhin, diese Information zu liefern. Dieser Zwang ist ein grammatischer.

AUCH VORNAMEN UND ANDERE GESCHLECHTSINHÄRENTE PERSONENBEZEICHNUNGEN BESTÄTIGEN ENGSTE KOPPLUNGEN ZWISCHEN GENUS UND GESCHLECHT

Für einen engen Konnex zwischen Genus und Geschlecht sprechen übrigens auch die Vornamen: Bei der alten Schicht der germanischen Rufnamenkomposita galt das strikte Prinzip, dass Frauennamen ein feminines und Männernamen ein maskulines Zweitglied enthalten mussten, egal was sie bedeuteten (z. B. *Mecht enthält das alte Femininum *-hild* ‚Kampf‘, *Arnulf* / *Arnolf* das Maskulinum *-wulf* / *-wolf* ‚Wolf‘). Heutige Unisex-Namen wie *Nicola* leisten die Geschlechtsspezifikation so selbstverständlich über das Genus, dass es nicht einmal auffällt (*die Nicola – sie, der Nicola – er*). Gerade an der Spitze der Beliebtheithierarchie, die durch geschlechtsinhärente Pronomen, Personennamen und Verwandtschaftsbezeichnungen repräsentiert wird, ist die Kopplung von Genus und Geschlecht von maximaler Rigidität: Bezeichnungen für Frauen sind feminin (*Mutter, Tante*) und solche für Männer maskulin (*Vater, Onkel*). Diese Regel ist so fest, dass sie bei Entlehnungen produktiv angewandt wird (*die Lady, der Boy*). Wenn solch enge Verzahnungen gelten, wäre es verwunderlich, sie wären im Fall anderer Personenbezeichnungen aus den Angeln gehoben – auch wenn sie sich über die Beliebtheitskala hinweg abschwächen (bei den uns nahestehenden Nutztieren gelten sie noch partiell, danach ebbent sie ab).*

In der öffentlichen Diskussion wird das Wissen um diese Zusammenhänge ignoriert oder abgestritten. Dass Laien nicht darum wissen, ist verzeihlich, weniger aber, dass auch Linguisten so tun, als hätten nominale und soziale Kategorisierung nichts miteinander zu tun. Stattdessen wird sogar unterstellt, man verwechsle diese beiden Kategorien. Gerade weil wir mittlerweile so präzise den Einfluss von grammatischem und sozialem Geschlecht sowie der anderen (oben nur angerissenen) Faktoren auf die Vorstellung von Geschlecht bemessen können, sollten Linguisten wie Linguistinnen sie der Öffentlichkeit nicht vorenthalten. Erst wenn man diese Tatsachen anerkennt, kann man nämlich die viel interessantere Frage stellen, wann, in welchem Ausmaß und in welchen Konstellationen Maskulina auch weibliche Exemplare aufrufen, denn kaum ein Experiment hat umgekehrt eine hundertprozentige „Maskulina-evozieren-nur-Männer“-Regel erbracht. Kaum jemand käme auf die Idee, bei dem Satz „Mannheim hat 300.000 Einwohner“ die Zahl zu verdoppeln. Und man könnte sich bei dieser Gelegenheit der ebenfalls noch unbeantworteten Frage zuwenden, ob bzw. in welchem Maße seltener vorkommende feminine Personenbezeichnungen wie *Person, Polizei, Bedienung, (Fach-)Kraft* eine weibliche Vorstellung befördern und wie es sich mit neutralen Lexemen (z. B. *Mitglied, Individuum*) verhält.

Für das Deutsche gilt somit: Genus steuert maßgeblich die Vorstellung von Geschlecht, auch, wenn gleich abgeschwächt, im Plural, wo Genus nicht sichtbar ist. Das generische Maskulinum ist eine Idealisierung und hat mit der Sprachrealität wenig zu tun. Die Behauptung, es gelte seit den Anfängen, ist übrigens falsch, wie Doleschal (2002) anhand der Untersuchung von Grammatiken von der Renaissance bis heute feststellt: Die Behauptung eines generischen Maskulinums ist eine junge grammatikographische Festlegung aus den 1980er Jahren. Zu behaupten, es gebe geschlechtsneutrale Maskulina, verkennt schon deshalb die Tatsachen, weil man sich einen einzelnen Menschen ohne Geschlecht gar nicht vorstellen kann. Man sexuiert jede noch so stilisierte Figur und nennt sie im Zweifelsfall

Männchen (z. B. Halma-Figuren). Davon wissen auch diejenigen ein Lied zu singen, denen es obliegt, auf Schildern geschlechtsneutrale Personen darzustellen. Wenn deutliche Geschlechtsinsignien (wie Rock, Taille oder Hut, Stock) fehlen, dann lesen die meisten einen Mann heraus – aber eben: Man will jeder noch so stilisierten Figur ein Geschlecht entnehmen. Diese Information ist so wichtig, dass wir bei einer noch so flüchtigen Begegnung mit einer Person ihr Geschlecht nicht vergessen, eher, ob sie eine Brille trug oder nicht. Binnen kürzester Zeit weisen die meisten jedem Menschen ein Geschlecht zu. Dass allen eins unterstellt wird, verunmöglicht es, uns bei jemandem nach der Geschlechtszugehörigkeit zu erkundigen und erschwert es allen Menschen jenseits dieser binären „Zweiklassengesellschaft“, glaubhaft zu sein. Dass es sich bei Geschlecht um eine soziale Kategorie handelt, die allerdings an die nachgeburtliche Genitalienbeschau gebunden wird, sollte deutlich geworden sein.

Abweichungen vom so genannten Genus-Sexus-Prinzip als soziale Disziplinierung

Nun gibt es von diesem so genannten Genus-Sexus-Prinzip ein paar berühmte Ausnahmen wie *das Mädchen*, *das Fräulein*, *das Weib*, *die Schwuchtel*, *die Memme*, *der Vamp* und, in einigen Dialekten, *das Anna*, *das Mami*. Sie werden oft bemüht, um einen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht zu widerlegen, so z. B. von Löffler (1992):⁴

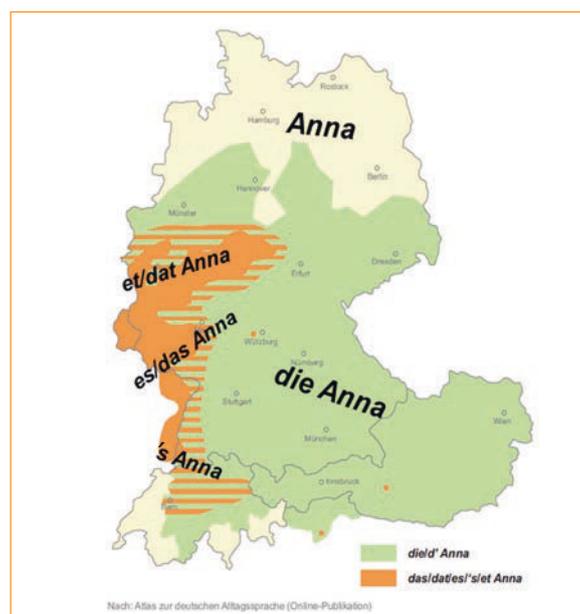
Offensichtlich besteht im alltäglichen Sprachgebrauch keine zwingende Beziehung zwischen grammatischem Geschlecht und natürlichem Sexus, ja man könnte sogar den Eindruck gewinnen, dass im Alltag der soziale Geschlechtsunterschied sprachlich gar nicht wahrgenommen werden soll. Anders könnte man nicht die häufig grammatisch neutralen Personenbezeichnung[en] erklären: *das Kind* [...], *das Mädchen*, „es“ im Schweizerdeutschen als Pronomen für alle weiblichen Wesen. [...] Das grammatische Geschlecht von Personenbezeichnungen wird jedenfalls für die Unterscheidung gesellschaftlicher Geschlechterfunktionen nicht systematisch genutzt, ohne dass deswegen die Sprache gleich als ‚patriarchalisch‘ angesehen werden muss. (Löffler 1992, S. 43)

Abschließend soll kurz gezeigt werden, dass es durchaus andere Erklärungen gibt, dass die Neutra bei Frauenbezeichnungen hochfunktional sind, dass das Genus

für Personenbezeichnungen systematisch genutzt wird, und zwar genau zur Bezeichnung sozialer Geschlechtsunterschiede, und dass ‚die Sprache‘ patriarchaler ist als von Löffler geahnt. Da die Linguistik über einen biologistischen Sexusbegriff kaum hinauskommt, verstellt sie sich den Blick gegenüber dem, was die Soziologie längst an Geschlecht und seiner Her- und Darstellung identifiziert und differenziert hat. Was unser alltägliches Frau- und Mannsein ausmacht, hat mit Biologie (Sexus) logisch nichts zu tun.

NEUTRA SIND BEI FRAUENBEZEICHNUNGEN HOCHFUNKTIONAL

Schaut man also etwas genauer hin, dann bestätigen diese vermeintlichen Ausnahmen den engen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht auf frappierende Weise, indem sie nämlich auf einer höheren Ebene auf Geschlecht verweisen: Sie indizieren Geschlechterrollen, also die sozialen Erwartungen daran, wie sich die Geschlechter zu verhalten haben. Bei all diesen ‚Ausnahmen‘ handelt es sich um gesellschaftlich missbilligte Geschlechtsrollenverstöße. Die betreffenden Personen werden aus ihrer ‚richtigen‘ Genusklasse verstoßen, weil sie sich ‚falsch‘ verhalten,



Die Verbreitung neutraler weiblicher Rufnamen auf Grundlage des Atlas zur deutschen Alltagssprache (Elspaß/Möller (2003 ff.) < <http://www.atlas-alltagssprache.de/artikelform/> >)

der soziale Verstoß wird durch einen grammatischen geahndet, Genus erlangt hier ausstellendes und sozial disziplinierendes Potenzial. Das betrifft zum einen homosexuelle Männer, die aus Sicht einer solchen Gesellschaft dasjenige Geschlecht begehren, das ‚normalerweise‘ Frauen begehren. Deswegen stehen ihre Bezeichnungen häufig im Femininum (*die Schwuchtel, Tunte, Tucke*). Der feige Mann wird durch *die Memme* ausgestellt. Umgekehrt geriert sich *der Vamp* durch die Macht über Männer ‚wie ein Mann‘. Die Literaturwissenschaftlerin Nicola Roßbach hat in „Der böse Frau“ (2009) Ehesatiren des 17. und 18. Jahrhunderts analysiert, die warnend aufzeigen, was passiert, wenn Frauen sich männliche Rollen oder gar Privilegien anmaßen, Männern Befehle erteilen, sie an der Kinderaufzucht und der Haushaltsarbeit beteiligen, kurzum: wenn sie die damalige Geschlechterordnung verletzen. Diese Moraldidaxen haben mit dem Typus des „malus mulier“ eine lateinische Vorlage:

Malus mulier, der böse Frau, Siemann [i.e. ‚sie + Mann‘ – Anmerkung der Autorin] und Feminarius: die hier wirksamen grammatischen Verrückungen reflektieren geschlechterhistorische Verrückungen und generieren sie zugleich. Um böse, d. h. nicht normenkonform agierende Frauen zu bezeichnen, wählt die Dialogfigur Andreas in Sommers Ehesatire absichtlich ‚böses‘ Latein – Grammatikfehler bedeutet Verhaltensfehler. [...] Analog zu metaphorischen Übertragungsprozessen fokussiert das grammatische genus masculinum bestimmte Merkmale einer Frau, nämlich männlich kodierte: Dominanz, Entschiedenheit und Überlegenheit. (Roßbach 2009, S. 22)

ALTE GESCHLECHTERORDNUNGEN SIND TIEF IN DIE (GENUS-)GRAMMATIK SEDIMENTIERT

Dass solche Diskordanzen zwischen Genus und Geschlecht heute weitgehend überkommene Geschlechterordnungen reflektieren, liegt auf der Hand. Dennoch haben sich diese Verhältnisse grammatisch verfestigt. Tief in der Sprache, genauer: in solchen Genuszuweisungen lebt die mehrheitlich obsoletere Geschlechterordnung fort (siehe Nübling demn., wo dieses Konzept ausdifferenziert wird). Grammatische Devianz steht für soziale Devianz.

Als ‚neutrale Frauen‘ werden dagegen zum einen verachtete, abstoßende Frauen (*das Weib, das Mensch*) bezeichnet, zum anderen noch nicht ‚voll entwickelte, unreife‘, also in der alten Geschlechterordnung solche, die noch unverheiratet sind. Das Neutrum ist vorrangig das Genus für Unbelebtes (*das Eisen, das Wasser*) sowie für (nicht-sexuierte) Kinder und Tierjunge (*das Kind, das Neugeborene – das Junge, das Kalb*). Auffälligerweise stehen praktisch alle Bezeichnungen, auch dialektale, für das Mädchen im Neutrum: *das Dirndl, Wicht, Fräulein, Girl, Pin-up* (siehe Nübling 2017).

Unterscheidet die Soziologie bei der Frau drei sogenannte Geschlechtszustände (Mädchen – Fräulein/Jungfer – (Ehe)Frau / Mutter), sind es beim Mann nur zwei (Junge – Mann), d. h., Ehe und Vaterschaft bilden hier kein eigenes Stadium. Nur die verehelichte Frau und Mutter erhält das ‚richtige‘, passende Genus, während das Mädchen und das noch verfügbare ledige Fräulein im Neutrum verharren. Dass hierfür Diminutive (*Mädchen, Fräulein*) gebildet werden, wirft gleich doppelten Gewinn ab: Die Frau wird verkleinert (soziologisch: verkindert), und sie bekommt das neutrale Kinder- und Objektgenus. Der Junge ist von Anfang an, auch in den Dialekten, maskulin und wird nicht diminuiert (*der Kerl, Bub, Junge*). Mehr noch: Diminuierte Männernamen wie *Peterle* scheuen in vielen Dialekten das Neutrum, indem sie trotz dieses Suffixes im Maskulinum verbleiben (Baumgartner / Christen 2017). So heißt es im Alemannischen *de* (der) *Peterle*. Umgekehrt bekommen Mädchen und Frauen sehr viel häufiger diminuierte Namen, die immer im Neutrum stehen, und diese begleiten sie bis in ihre Todesanzeigen (*'s Annele*). Diese Praxis hat in manchen Dialekten dazu geführt, dass auch die vollen Namen neutral geworden sind (*'s Anna*). Ein Forschungsprojekt an den Universitäten Mainz, Fribourg und Luxemburg untersucht dieses Dialektphänomen (siehe <femineutra.de>; Christen 1998; Nübling / Busley / Drenda 2013). Es stellt u. a. fest, dass es früher die unter männlicher Familienherrschaft stehenden Frauen (Ehefrauen, Töchter, Mägde, teilweise auch Mütter, Tanten) waren, die durch das Neutrum gebannt und kontrolliert wurden, während fremde, selbstständige und sozial höherstehende Frauen das Femininum erhielten. Heute wirkt das Neutrum

bei weiblichen Vornamen in vielen Dialekten familiär, vertraut und durchaus freundlich, das Femininum entsprechend abweisend-distanzierend. Das alte, sozial ausstellende Neutrum wird heute zur Beziehungsgestaltung genutzt (es wurde pragmatikalisiert) und hat seinen Ort in der Familie und Dorfgemeinschaft (ausführlicher siehe Busley / Fritzingler 2018).

Genus verweist also nicht nur auf Geschlecht per se, es leistet noch viel mehr: Es verweist auf soziale Erwartungen an die Geschlechter (Gender) und damit auf Geschlecht im umfassenden Sinn. ■

Anmerkungen

- ¹ Z. B. Irmen/Köhncke (1996); Heise (2000, 2003); Stahlberg/Sczesny (2001); Braun et al. (2007); Rothmund/Scheele (2004); Gygax et al. (2008); Kusterle (2011); De Backer/De Cuypere (2012).
- ² Dabei schlagen sich Veränderungen realer Geschlechteranteile nur stark verzögert im sozialen Geschlecht ihrer Lexeme nieder: Obwohl der Apothekerberuf zu 80% von Frauen ausgeübt wird, ist das Lexem *Apotheker* männlich genderisiert (siehe Stocker 2000 mit Bezug auf die Schweiz). Die ABDA-Statistik der Bundesvereinigung Deutscher Apothekerverbände gibt für das Jahr 2017 einen Frauenanteil von 70,5 % im Apothekerberuf in Deutschland an. <www.abda.de/fileadmin/assets/ZDF/ZDF_2018/ABDA_ZDF_2018_Brosch.pdf>.
- ³ Stereotyp männliche Sätze (mit Ingenieuren, Spionen etc.) bekamen im deutschsprachigen Experiment mit männlichen Fortsetzungen (manche der Männer ...) 69% Ja-Antworten und mit weiblichen Fortsetzungen (manche der Frauen ...) 35% Ja-Antworten. Auch bei den neutralen Rollen (Zuschauer, Nachbarn) klingt der männliche Anschluss mit 72 % Zustimmung besser als der weibliche mit 45% Zustimmung. Selbst bei stereotyp weiblichen Rollen (Sozialarbeiter, Tänzer, Kosmetiker) wird die männliche Fortsetzung mit 65% für besser befunden als die weibliche mit 40%. Siehe Gygax et al. (2008), S. 477.
- ⁴ Manche begeben sich sogar ins Tierreich, um dagegen anzugehen: „Oder glaubt einer, Igel seien männlich und Fliegen weiblich?“ (Heringer 1995, S. 208).

Literatur

Apel, Friedmar (2014): Projekt-Professor. In: *Forschung & Lehre* 11,14, S. 873.

Baumgartner, Gerda / Christen, Helen (2017): *Dr Hansjakobli und ds Babettli*. Über die Geschlechtstypik diminuerter Rufnamen in der Deutschschweiz. In: *OBST* 91 („Sprache und Geschlecht“), Bd. 2: Empirische Analysen, S. 111-145.

Braun, Friederike / Gottburgsen, Anja / Sczesny, Sabine / Stahlberg, Dagmar (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: *ZGL* 26, S. 265-283.

Braun, Friederike / Oelkers, Susanne / Rogalski, Karin / Bosak, Janine / Sczesny, Sabine (2007): „Aus Gründen der Verständlichkeit...“: Der Einfluss generisch maskuliner und alternativer Personenbezeichnungen auf die kognitive Verarbeitung von Texten. In: *Psychologische Rundschau* 58, 3, S. 183-189.

Busley, Simone / Fritzingler, Julia (2018): Em Stefanie sei Mann – Frauen im Neutrum. In: Nübling, Damaris / Hirschauer, Stefan (Hg.): *Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender*. Berlin / Boston: de Gruyter, S. 191-212.

Christen, Helen (1998): *Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita?* Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten. In: Schnyder, André et al. (Hg.): *Ist mir getroumet mîn leben?* Göppingen: Kümmerle, S. 267-281.

De Backer, Maarten / De Cuypere, Ludovic (2012): The interpretation of masculine personal nouns in German and Dutch: a comparative experimental study. In: *Language Sciences* 34, S. 253-268.

Diewald, Gabriele / Steinhauer, Anja (2017): *Duden. Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben*. Berlin: Dudenverlag.

Doleschal, Ursula (2002): Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. In: *Linguistik online* 11, 2 / 02, S. 39-70.

Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003 ff.): *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)*. Online-Ressource: <www.atlas-alltagssprache.de/>.

Gygax, Pascal / Gabriel, Ute / Sarrasin, Oriane / Oakhill, Jane / Garnham, Alan (2008): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians and mechanics are all men. In: *Language and Cognitive Processes* 23, S. 464-485.

Heise, Elke (2000): Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. In: *Sprache & Kognition* 19, 1 / 2, S. 3-13.

Heise, Elke (2003): Auch einfühlsame Studenten sind Männer: Das generische Maskulinum und die mentale Repräsentation von Personen. In: *Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis* 35, S. 285-291.

Heringer, Hans-Jürgen (1995): *Prinzipien der Genuszuweisung*. In: Popp, Heidrun (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches*. München: Iudicium, S. 203-216.

- Irmen, Lisa / Köhncke, Astrid (1996): Zur Psychologie des „generischen“ Maskulinums. In: *Sprache & Kognition* 15, 3, S. 152-166.
- Köpcke, Klaus-Michael / Zubin, David (1996): Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela: *Deutsch – typologisch*. Berlin: de Gruyter, S. 473-491.
- Kotthoff, Helga / Nübling, Damaris (demn.): *Gender-Linguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Kusterle, Karin (2011): *Die Macht von Sprachformen. Der Zusammenhang von Sprache, Denken und Genderwahrnehmung*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Löffler, Heinrich (1992): „Persönliche Kollektiva“ und andere Personenbezeichnungen im Alt- und Neuhochdeutschen. In: Burger, Harald / Haas, Alois M. / von Matt, Peter (Hg.): *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache*. Berlin / New York: de Gruyter, S. 33-46.
- Nübling, Damaris (2017): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. In: Helmbrecht, Johannes / Nübling, Damaris / Schlücker, Barbara (Hg.): *Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23*. Hamburg: Buske, S. 173-211.
- Nübling, Damaris (demn.): Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale. In: Eichinger, Ludwig M. / Plewnia, Albrecht (Hg.) (demn.): *Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch*. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2018). Berlin / Boston: de Gruyter.
- Nübling, Damaris / Busley, Simone / Drenda, Juliane (2013): *Dat Anna und s Eva – Neutrale Frauenrufnamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 80, 2, S. 152-196.
- Roßbach, Nicola (2009): *Der böse Frau. Wissenspoetik und Geschlecht in der Frühen Neuzeit*. Sulzbach / Taunus: Helmer.
- Rothmund, Jutta / Scheele, Brigitte (2004): Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. Lösungsmöglichkeiten für das Genus-Sexu-Problem auf Textebene. In: *Zeitschrift für Psychologie* 212, 1, S. 40-54.
- Stahlberg, Dagmar / Sczesny, Sabine (2001): Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: *Psychologische Rundschau* 52, 3, S. 131-140.
- Stocker, Christa (2000): Beidnennung und kognitive Repräsentanz. In: *Bulletin suisse de linguistique appliquée* 72, S. 139-153.

Bildnachweise

S. 50: shutterstock_194249096 ■

